

(Nachdruck verboten.)

11]

Das Duell.

Roman von N. Kuprin.

Einzig autorisierte Uebersetzung von Adolf Gese.

„Nein, warte mal, warte . . . ich muß mich irren. Es kann nicht sein, daß ich mich nicht irre, da doch dieses „Ich will nicht“ so einfach, so natürlich ist, daß es jedem in den Kopf kommen müßte. Nun gut, untersuchen wir es einmal. Nehmen wir an, in diesem Augenblick käme der Gedanke allen in den Kopf: Russen, Deutschen, Engländern, Japanern . . . Dann gibt es keine Kriege mehr, keine Offiziere und Soldaten, alle würden nach Hause gehen. Was würde weiter? Ja, was würde dann? Ich weiß, Schulgowitsch würde mir darauf antworten: Dann bricht man sofort über uns herein, nimmt uns Land und Häuser, zertritt unsere Ernten, führt unsere Frauen und Schwestern fort. Und die Aufwiegler? Sozialisten? Revolutionäre? . . . Aber nein, das ist verkehrt. Es würden ja alle, die ganze Menschheit würde sagen: Ich will kein Blutvergießen. Wer würde denn dann mit Gewalt und Waffen kommen? Niemand. Was tritt dann ein? Werden sich dann alle ausöhnen? Einander nachgeben? Miteinander teilen? Verzeihen? Herr Gott, was wird dann?“

Romaschow war von seinen Gedanken so in Anspruch genommen, daß er gar nicht merkte, wie Seinán von hinten leise an ihn herantrat und plötzlich seine Hand über die Schulter legte. Er fuhr zusammen und schrie vor Schreck leicht auf.

„Was willst du, zum Teufel! . . .“

Seinán legte ein kleines braunes Paket auf den Tisch.

„Da!“ sagte er vertraulich und freundlich, und Romaschow fühlte, wie er hinter seinem Rücken fröhlich lächelte. „Da hast du Zigaretten. Rauch!“

Romaschow blickte auf das Päckchen. Zigaretten „Trubalsch“ Preis 3 Kopeken, 20 Stück, stand darauf gedruckt.

„Was ist das? Wozu?“ fragte er erstaunt. „Woher hast du die?“

„Ich sehe, du hast gern Zigaretten. Die habe ich für mein Geld gekauft. Rauch, bitte, Rauch sie. Macht nichts, ich schenk sie dir.“

Seinán rannte verwirrt Hals über Kopf aus dem Zimmer und schlug donnernd die Tür zu. Der Leutnant zündete sich eine Zigarette an. Im Zimmer roch es nach Siegellack und verbrannten Federn.

„O du Lieber!“ dachte Romaschow gerührt. „Ich fahre auf ihn los, schreie ihn an, zwinge ihn, mir abends nicht nur die Stiefel, sondern auch die Socken und Hosen auszugiehen. Er aber kauft mir Zigaretten für seine kümmerlichen, letzten Soldatengroschen. „Rauch, bitte!“ „Wofür das? . . .“ Er stand wieder auf, legte die Hand auf den Rücken und schritt im Zimmer hin und her.“

„Da sind ihrer hundert Mann in unserer Kompanie. Und jeder von ihnen ist ein Mensch mit Gedanken und Gefühlen, mit einem besonderen Charakter, mit Lebenserfahrung, mit persönlichen Neigungen und Abneigungen. Weiß ich denn überhaupt etwas von ihnen? Nein — nichts als ihre Gesichtszüge. Vom rechten Flügel an sind es: Soltyk, Njaboschatska, Bedenjeew, Jegorow, Jaskitschischin . . . graue, einförmige Gesichter. Was habe ich getan, um mit meiner Seele in die ihrige einzudringen, mit meinem Ich in das fremde Ich? — Gar nichts.“

Romaschow erinnerte sich plötzlich an einen regnerischen Spätherbstabend. Einige Offiziere, darunter Romaschow, saßen im Kasino und tranken Wodka, als der Feldwebel der neunten Kompanie, Gumenjuk, hereingestürzt kam und seinem Kommandeur anßer Atem zurief:

„Herr Kommandeur, die Rekruten werden angetrieben!“

„Ja, wirklich angetrieben. Sie standen auf dem Regimentshofe in einem Haufen zusammengedrängt, im Regen, wie eine Herde erschreckter, gehorsamer Tiere und blickten unsicher von unten auf drein. Aber alle hatten ihr besonderes Gesicht. Vielleicht schien das so infolge der verschiedenen Kleidung? „Der da war sicher Schlosser,“ dachte damals Romaschow, im Vorbeigehen die Gesichter anblickend. „Dieser

aber muß ein lustiger Patron und Meister im Ziehharmonika-Spiel sein. Jener, der lesen und schreiben kann, gewandt und kräftig ist, und schnell und klar spricht — ob der nicht früher Kellner war?“ Und man konnte sehen, daß sie wirklich angetrieben waren, daß Frauen und Kinder sie schon vor einigen Tagen unter Geheul und Klagen begleitet hatten, und daß sie sich fest zusammengedrängt hatten, um in dem trunkenen Rekrutenhaufen nicht zu weinen. . . . Aber dann verging ein Jahr, und nun stehen sie schon in langer, toter Reihe da — graue, unpersonliche, hölzerne — Soldaten! Sie wollten nicht gehen. Ihr „Ich,“ wollte nicht. Herr Gott, worin liegt der Grund dieses schrecklichen Mißverständnisses? Wo ist der Anfang dieser Wirrnisse? Oder beruht alles auf derselben Erscheinung, wie der bekannte Versuch mit dem Sahn? Man legt einen Sahn mit dem Kopf auf den Tisch — er schlägt mit den Flügeln. Zieht man aber mit Kreide einen Strich vom Schnabel aus weit über den Tisch, so glaubt er, er sei angebunden und sitzt ohne sich zu rühren mit hervorstehenden Augen in einer Art übernatürlichem Schrecken da.

Romaschow trat zum Bett und warf sich darauf hin und her.

„Was soll ich also tun?“ fragte er mürrisch, fast wütend sich selbst. „Ja, was soll ich tun? Den Dienst quittieren? Aber, was weiß ich denn, was verstehe ich denn? Zuerst die Pension, dann das Kadettenkorps. Kriegsschule, das abgeschlossene Offiziersleben . . . Habe ich jemals Kampf, Not kennen gelernt? Nein, ich habe munter darauflos gelebt, wie eine höhere Tochter: geglaubt, daß die Franzbröte auf den Bäumen wachsen. Versuch es doch, geh einmal! Man schlägt dich nieder, du verfallst dem Trunk, du brichst beim ersten Schritt ins selbständige Leben zusammen. Wart einmal. Wer von den Offizieren, die du kennst, ist freiwillig aus dem Dienst geschieden? Niemand; alle klammern sich an ihren Offiziersrang, weil sie sonst zu nichts taugen, sonst nichts wissen. Und wenn sie schon gehen, so geschieht das dann mit schmiererger Mühe; auf dem Rande steht: „Seien Sie so gut . . . Ein adliger, russischer Offizier . . . Verstehen Sie . . .“ Ach, was soll ich tun! Was soll ich tun! . . .“

„Sträfling, Sträfling!“ erklang eine helle Frauenstimme unter dem Fenster.

Romaschow sprang vom Bette auf und lief ans Fenster. Draußen stand Schurotschka. Sie schützte die Augen mit der Hand vor dem Licht, lehnte ihr lachendes, frisches Gesicht dicht gegen die Scheiben und sagte in triumphierendem Tone:

„Geben Sie einem armen Eingesperrten etwas! . . .“

Romaschow wollte den Fenstergriff anfassen, erinnerte sich aber, daß das Doppelfenster noch nicht herausgenommen war. Da zog er in einem plötzlichen Anfall lustiger Entschlossenheit aus Leibeskräften den Fensterrahmen zu sich heran. Dieser gab nach, sprang mit Krachen auf und überschüttete Romaschows Kopf mit Kalt und trockenen Rittstüden. Kühle Luft voll zarten, feinen, lieblichen Wohlgeruchs der weißen Blumen drang in einem Strom ins Fenster.

„Da sehen Sie! So muß man einen Ausweg suchen!“ rief in Romaschows Innern eine lachende, triumphierende Stimme.

„Komotschka! Sind Sie verrückt! Was machen Sie da?“

Er ergriff ihre durch das Fenster gestreckte kleine Hand, die in einem braunen Handschuh steckte, und küßte sie verwegen erst oben, dann unten in der Falte, in dem runden Ausschnitt über den Knöpfen. Früher hätte er das niemals getan; sie aber widersezte sich — gleichsam unbewußt der Regung starken Entzückens, das so plötzlich in ihm entstand, nachgebend — seinen Küßten nicht, sondern sah ihn nur lachend voll Erstaunen und Befangenheit an.

„Alexandra Petrowna! Wie soll ich Ihnen danken, Liebe!“

Komotschka, was ist denn das mit Ihnen? Warum freuen Sie sich so?“ sagte sie lachend, aber immer noch unverwandt und neugierig Romaschow anblickend. „Ihre Augen glänzen. Warten Sie, ich habe Ihnen Waden mitgebracht, wie einem Gefangenen. Wir haben heute herrliche Äpfel kuchen, süße . . . Stephan bringt einen Korb her.“

Er sah sie mit strahlenden, verliebten Augen an, ohne ihre Hand loszulassen — sie widersezte sich dem wieder nicht — und sprach schnell:

„Ach, wenn Sie wüßten, worüber ich den ganzen heutigen Morgen nachgedacht habe . . . Wenn Sie das nur wüßten! Aber davon später . . .“

„Ja, später . . . Da kommt mein Herr und Gebieter . . . Lassen Sie die Hand los. Wie sind Sie heute wunderbar, Jurij Alexejitsch. Sind sogar hübscher geworden!“

Aus Fenster trat Nikolajew. Er machte ein finsternes Gesicht und begrüßte Komatschow nicht sehr liebenswürdig.

„Geh, Schurotschka, geh,“ drängte er seine Frau. „Gott weiß, was das ist. Ihr seid wirklich beide verrückt. Kommt der Kommandeur hinter die Geschichte, dann gibt es eine nette Bescherung! Er hat doch Arrest. Leben Sie wohl, Komatschow. Sprechen Sie einmal vor.“

„Ja, kommen Sie, Jurij Alexejitsch,“ wiederholte auch Schurotschka. Sie trat vom Fenster fort, wandte sich aber sogleich um und sprach in schnellem Flüstertone:

„Hören Sie, Komatschka, nein, vergessen Sie uns nicht. Sie sind der einzige Mensch, mit dem ich gut Freund bin — ja, Sie. Hören Sie? Nur wagen Sie nicht wieder, solch große Augen zu machen. Sonst will ich Sie nicht sehen. Bitte, Komatschka, bilden Sie sich nichts ein. Sie sind gar kein Mann.“

7.

Um halb vier Uhr kam der Regimentsadjutant Leutnant Fedorowski zu Komatschow. Er war ein großer und, wie die Regimentsdamen sich ausdrückten, präsentabler junger Mann mit kalten Augen und einem bis auf die Schultern gezogenen Schnurrbart. Seine Haltung war übermäßig höflich, aber streng offiziell mit jüngeren Offizieren; er war mit keinem befreundet und hatte eine übermäßig hohe Meinung von seiner dienstlichen Stellung. Die Rottenkommandeure flattierten ihn.

Beim Eintritt ins Zimmer überflog er mit einem Augenblinzeln die ganze kümmerliche Einrichtung Komatschows. Der Leutnant, der um diese Zeit im Bette lag, sprang schnell auf und begann errötend hastig die Knöpfe seiner Litewka zuzunäpfeln.

„Ich komme im Auftrage des Regimentskommandeurs zu Ihnen,“ sagte Fedorowski in trockenem Tone. „Kleiden Sie sich bitte an und kommen Sie mit mir.“

„Entschuldigen Sie . . . Ich komme sofort . . . Gewöhnlicher Anzug? Verzeihen Sie, ich habe es mir bequem gemacht.“

„Bitte, genieren Sie sich nicht. Gehrad. Wenn Sie erlauben, setze ich mich etwas.“

„Ach, entschuldigen Sie. Ich bitte darum. Ist Ihnen etwas Tee gefällig?“ fragte Komatschow hastig.

„Nein, danke. Bitte, machen Sie schnell.“

Er setzte sich, ohne Mantel und Handschuhe abzulegen, auf einen Stuhl, und während Komatschow sich erregt und über sein allerdings nicht besonders sauberes Hemd verwirrt und besangen ankleidete, saß er die ganze Zeit steif und unbeweglich mit steinernem Gesicht, die Hände auf dem Säbelgriff gestützt da.

„Sie wissen nicht, warum ich geholt werde?“

Der Adjutant suchte die Achseln.

„Sonderbare Frage. Woher soll ich das wissen? Sie werden ohne Zweifel besser darüber unterrichtet sein als ich . . . Fertig? Ich rate Ihnen, das Wandelier unter dem Achselstück zu befestigen und nicht darüber. Sie wissen, daß der Regiments-Kommandeur das nicht liebt. So . . . Nun kommen Sie.“

Im Hauseingang stand ein Wagen mit zwei großen, gut genährten Regimentspferden. Die Offiziere stiegen ein und fuhren fort. Komatschow bemühte sich, aus Höflichkeit zur Seite zu rücken, um den Adjutant nicht zu genieren, dieser schien das aber gar nicht zu bemerken. Unterwegs begegnete ihnen Wetzin. Er grüßte den Adjutanten, machte aber sofort hinter seinem Rücken Komatschow gegenüber eine besondere nicht wiederzugebende humoristische Geste, als wenn er sagen wollte: „Na, Freund, schleppt man dich vor Gericht?“ Es begegneten ihnen noch andere Offiziere. Die einen blickten aufmerksam, andere verwundert, noch andere gleichsam spöttisch auf Komatschow, der sich unter ihren Blicken unwillkürlich krümmte.

Oberst Schulgowitsch empfing Komatschow nicht sofort: Es war jemand bei ihm im Zimmer. Er mußte im halbdunklen Vorzimmer warten, wo es nach Apfeln, Naphthalin, frisch lactierten Möbeln und nach einem anderen, besonderen, nicht unangenehmen Duft roch, wie ihn Kleider und Sachen wohlhabender, akkurater deutscher Familien an sich haben. Im Vorzimmer hin und her gehend, blickte Komatschow mehrmals

in den Wandspiegel in hellem Eichenrahmen, und jedesmal erschien ihm sein Gesicht abstoßend blaß, unschön und wie unnatürlich, der Rock aber abgetragen und die Achselstücke schmierig.

Zuerst klang aus dem Zimmer nur der dumpfe, monotone Klang des tiefen Kommandeurbasses. Worte konnte man nicht verstehen, aber aus dem bösen, dröhnenden Tonfall konnte man erraten, daß der Oberst in hartnäckigem, unbeugsamem Zorne jemanden tüchtig ausschalt. Das dauerte fünf Minuten, dann schwieg Schulgowitsch plötzlich; man hörte eine zitternde, flehende Stimme, und plötzlich, nach einer kurzen Pause, vernahm Komatschow ganz deutlich bis zur letzten Lautschattierung folgende, in schrecklichem Hochmut, voll Unzufriedenheit und Verachtung hervorgebrachten Worte:

„Was wollen Sie mir da weismachen? Kinder? Weib? Ich pfeife auf Ihre Kinder! Bevor Sie Kinder machen, sollten Sie darüber nachdenken, wie Sie sie ernähren. Was denn? Aha, jetzt: Entschuldigen Sie, Herr Oberst! Herr Oberst hat in dieser Sache nichts zu entschuldigen. Sie wissen, Hauptmann, daß, wenn der Herr Oberst Sie jetzt nicht vor Gericht bringt, ich dann ein Verbrechen im Dienst begehe. Wa—a—as? Seien Sie so gut und schweigen Sie! Ist kein Irrtum, sondern ein Verbrechen. Ihr Platz ist nicht im Regiment, sondern, Sie wissen selbst — wo. Was?“

(Fortsetzung folgt.)

Böcklin und Thoma.

Der Kunstsalon Schulte bringt eine Anzahl von Werken Böcklins zur Ausstellung, 21 Bilder, die einen Teil der Sammlung von Hestl in Darmstadt bilden. Obgleich sich nur wenig ganz hervorragende Bilder darunter befinden, gibt die Auswahl doch mannigfache Anregungen auch bei der Betrachtung der kleineren Stücke. Man sieht, wie sich in Böcklin ein ganzes Stück kunstgeschichtlicher Entwicklung, die er vorweg nimmt, zusammendrängt. Er malt so braunsaucig, wie man früher malte, ist zugleich aber in dieser alten Technik so leichtflüssig und weich, daß man schon den Uebergang zur lichter Auffassung und Darstellung der Natur ahnt. Er gibt die zu seiner Zeit üblichen romantischen Motive weiter, vertieft sie in ihrer Uebertragung in Farbe jedoch so, daß eine ganz neue Bahn hier beginnt. Sein „heimkehrender Wanderer“, der am Rand des Stauweihers sitzt und ein kleines Haus, in dem nur ein Fenster erleuchtet ist, sehnsüchtig betrachtet, ist nicht nur sentimental gedacht und empfunden. Es ist eine stille, verschwiegene Sinfonie in herblichen Farben, das ganze Bild ist in die roten, gelben, braunen Nuancen des Herbstes getaucht, dem das leuchtende Gelb des Fensters einen hellen Mittelpunkt gibt, während die kühle, dunkle Wasserfläche vorn einen dumpfen, melancholischen Aufstich gibt. So übertrug Böcklin Empfundenes in Farben; er stellt nicht unmittelbar dar, er illustriert nicht einen Vorgang, sondern er wählte die Farben und die Linien so, daß sich daraus, aus dem unmittelbaren Anblick der Eindrücke ergab. Er benutzte die physiologische Funktion der Farben, die an sich durch das Auge auf die Nerven wirken.

Dadurch kam er von selbst darauf, von der Wirklichkeit, der Fülle der Erscheinungen das Ueberflüssige wegzustreichen. Er konzentrierte alles auf den einen Eindruck, den er herausheben wollte. Dieses Streben kam ihm nicht von außen, es war die logische Entwicklung seines Vermögens. Da sehen wir jene prächtige Sonnenlut der Farben, die Dittin in rotem Mantel auf herrlich grüner Wiese, über der der tiefblaue Himmel brütet. Da sehen wir die düstere Ruine am Meer, eine überaus sichere Komposition, die Felsmasse in der Mitte, eine Reihe schlank hochragender Zypressen davor, die Wolken grau und schwer, nur hinten am Horizont ein letztes Aufglücken des Sonnenunterganges, und oben von weither der schwebende Zug der Vögel, die in schöner, ovaler Linie dem Mittelpunkt nahen; das Ganze eine düstere und schwere Komposition. Dann wieder diese lachende Fröhlichkeit der Farben voll erblüht in dem Wilde „Sieh, es lacht die Au“. Diese Farben der Gewänder der schreitenden Frauen, grün, blau, violett und gelb, sich abhebbend von dem warmen Grün der Wiese und dem Weißblau des Himmels! Wie notwendig ist die knieende, blumenplückernde Frau im Vordergrund, sie vertieft das Bild. Und im ganzen, in den Linien und Farben ist jene träumende Harmonie und bunte Schönheit der Natur, jenes Erwachen des Frühlings, der alle Farben weckt. Parter noch wirkt die Tönung des Wildes „Italienische Villa im Frühling“, wo das grauweiße, großflächige Haus so sicher die im Vordergrunde sich deh nende, blühende Wiese, auf der im Schatten eine hellviolett gekleidete Frau hinschreitet, malerisch als Gegenwert beherrscht. Mit dieser so sicheren Gliederung der Massen gibt Böcklin ein Vorbild, das in unferer Gegenwart wieder neuen Wert erhält. Zeitweilig wird seine Bedeutung darum bestritten. Sie wird sich aber wieder als maßgebend erweisen, wenn diese dekorative, auf Komposition gerichtete Tendenz unserer gegenwärtigen, mehr impressionistischen, die Natur nachbildenden Malerei wieder klarer

in den Vordergrund tritt, was in kurzem der Fall sein wird. So zeigt sich Böcklin als ein Uebergangstypus von bleibendem Wert. Er stellt eine Vereinigung der malerischen Bestrebungen unseres Jahrhunderts dar, die er in Selbstständigkeit weiterbildet. Von keiner Moderation sich fangen lassend, deutet er in die Zukunft. Gerade in diesem Uebergang, in diesem Moment des Werdens und der Entwicklung liegt seine Bedeutung. Seine Komposition ist andererseits nicht stark und schematisch. Er folgt dabei ganz neuen Gesetzen, die unseren Anschauungen entsprechen. In seinen Bildern ist die Unendlichkeit der weiten Natur, jenes immerwährende Werden und Vergehen, Aufhören und Beginnen. Wer malt eine Wiese so wie Böcklin? So lachend und voller Farben, die in entzückender Leichtigkeit hierhin und dahin getupft sind. Er ist damit schon durch die impressionistische Schulung hindurchgegangen. Er löst alle festen Konturen malerisch auf, und dennoch gibt er ein ganzes Bild, einen fertigen Eindruck.

Am höchsten stehen daher die beiden Bilder „Die Geburt der Venus“ und „Liebesfrühling“. Dort das Meer in lichten, hellen, blauen Farben, aus dem sich leicht die Gestalt der Venus erhebt, umwallt von weißen Schleiern, das Ganze wie eine Vision, eine sonnige Frühlingsstimmung über den Wassern wühlend. In dem „Liebesfrühling“ fällt besonders der blühende Strauch im Vordergrund auf, der so duftig und leicht wirkt. Die beiden Gestalten vorn sind wieder bewußt als kompositorische Werte verwendet, zwei Körper in freier Natur, laufend und sich suchend, das Ganze eingehüllt in weiche, zerfließende Luftstimmung, wie sie im Frühling über den Wiesen weht. Die besten Franzosen malen Luft und Licht nicht zarter.

Die erste Ausstellung des neu eröffneten Salons Gurlitt bringt neben Bildern von Böcklin und Feuerbach eine Kollektivausstellung von Werken Thomas, die den Oberlichtsaal einnehmen. 50 Bilder, von 1860—1905 reichend.

Die malerische Entwicklung Thomas zeigt mannigfache Etappen. Von 1868 sehen wir da ein Bild, eine „Näherin“, am Tisch sitzend. Die Farben sind vielleicht zu schwer und dunkel, aber im ganzen ist für damalige Zeit die Natürlichkeit, mit der der Eindruck wiedergegeben ist, die Feinheit, mit der alle Erscheinungen, der Tisch, das Fenster, der Blumenstrauß, die Gerätschaften auf dem Tisch berücksichtigt sind, des Bewunderns wert. Auch hier ist schon die Ruhe der Gestaltung auffallend, die dem Thomaschen Schaffen eigen ist, jenes gelassene Anschauen der Dinge, das tiefer sieht, als das momentane, schnelle Hinbliden. Dann fallen die kleinen Landschaften von 1870 auf, die vielleicht uns ein wenig zu glatt im Ton erscheinen. Man merkt hier holländischen Einfluß. So penibel, wie die Holländer ihre Interieurs, ihre Landschaften malen, hat Thoma Gegenden vom Rhein gesehen. Auch hier behauptet sich jenes reise, ruhige Sehen, und gerade in dem farbigen Verhältnis — wie das Wasser des grauen Flusses zu den alten Häusern, diese zu dem grauen Weg und zum lichten Himmel passen — liegt ein feiner Reiz. Ganz anders erscheint ein Bild von 1873, das zwei Kinder in einem ärmlichen Milieu zeigt. Da ist alles ganz anders gemalt, jede Glätte ist vermieden, alles ist locker und aufgelöst. Die Konturen gehen in einander über, und doch dominieren im ganzen Eindruck die großen Flächen. Namentlich das Grau und Gelb der Kleidung steht gut zu der gelblichen Wand des Hintergrundes.

Mit besonderer Hingabe widmete sich Thoma in den folgenden Jahren der Landschaft; ohne Staffage, ohne Gruppierung suchte er einen still belauschten Winkel zu beobachten und wiederzugeben. Es ist immer etwas von der Intimität der alten deutschen Landschaften darin, etwas von Aldorfer, Elshemer. Wie sein sind die „Wasserfälle von Tivoli“ von 83, die so silbergrau im Ton sind, zu dem das matte Grün der Wiese und der hellere Ton des grauen Himmels schön paßt und ein Bild von reifer Harmonie schafft. Ueberhaupt — wie Thoma den Himmel malt! Entweder leuchtet er in tiefer Bläue, oder noch lieber belebt er ihn mit Wolken. Und darin ist er Meister, in der Wiedergabe der Wolken. Da merkt man in jedem Strich die sichere, lange, freundvolle Beobachtung an diesen Erscheinungen der Natur. Wie sie leicht hinschweben im Raum, wie sie sich düster ballen und finster über der Landschaft ruhen, das versteht Thoma malerisch zu verorten.

Eine „Landschaft am Gardasee“ von 97 mutet an wie eine deutsche Gegend. Bezeichnend, wie Thoma seine Motive sucht. Diese Landschaft am Gardasee ist nicht prunkend. Vom See ist nichts zu sehen. Ein Teil Wiesengelände und Garten, im Hintergrund Häuschen, das ist alles. Dunkelblau, braunrot ist die Färbung der Häuser, die Wiesen sattgrün, der Himmel tiefblau. Vorne blüht ein Obstbaum in weißer Pracht.

Am liebsten malt Thoma seine Umgebung, sein Rheinland mit all den Seitentälern, die voller Reichtum und Charakter in den Farben sind. Wie malerisch stimmt die bläuliche, wasserge tränkte Luft der dortigen Gegend alle Farben, weich und doch plastisch. Hell und licht ist die Landschaft von 1901, ein Tal zwischen schon geschwungenen Höhen, deren lichten Liniencharakter Thoma sicher wiedergibt. Wie diese Flächen alle zu einander stehen, wie die Höhe sich zum Tal absenkt, wie das Tal wieder ansteigt, und immerfort diese Abwechslung ruhig und doch lebendig ist, das zeigt sicheres Beherrschen der Mittel. Das ganze Bild ist in hellste Farben getaucht, hellgrün und weiß. Es hat eine außerordentliche Tiefe. Der Bauer, der hinten im Tal pflügt, erscheint ganz klein. Am so mächtiger wirkt der Raum im ganzen.

Neuerdings strebt Thoma dann wieder dahin, diese Landschaften mit romantisch-phantastischen Gestalten zu beleben. Es reizt ihn da, eine größere Farbigkeit zu erreichen. Er bevorzugt tiefe, saite Farben. Etwa: „Der Hüter des Liebesgartens“, der nackte Körper des Jünglings neben der dunklen Rüstung des Hüters, hinten ein lichter Raum mit Gestalten in freier Bewegung. Auch hier ist nicht der „Inhalt“ des Bildes die Hauptsache, sondern die malerische Verwendung, um derentwillen Thoma das Figürliche mit hineinzieht in die Landschaft, da es ihm, durch die Gewandlung, durch die Stellung, Gelegenheit gibt, farbig zu vertiefen und zu kongentrieren.

So sind uns die beiden, Thoma und Böcklin, wieder von neuem lieb geworden. Wir achten ihr Können, wenn auch die gegenwärtige Kunst nach anderen Zielen strebt und streben muß, da jede Zeit ihre Aufgaben hat. Nur böswillige oder unfähige, vielleicht auch leichtfertige Kritik kann übersehen wollen, daß ein gut Stück Entwicklung sich in ihnen kongentriert. —

Ernst Schur.

Kleines feuilleton.

cn. Pietät. „Ich für mein Teil,“ sagte Bruder August, indem er ein Stäubchen von seinem tadellos schwarzen Rock schnippte, — „ich für mein Teil habe den Sarg gekauft.“ Er zuckte die Achseln und sah aus dem Fenster des vom Kirchhof zurücklehrenden Coupees.

„Ja, das hast Du, August.“ Frau Pletkow, seine Schwester, nahm einen Augenblick das weiße Taschentuch von den Augen und schmerzte sich. „Es war nobel von Dir. Der Sarg war ja man einfach, aber unsere Blumen haben ihn zugedeckt. Die gelbe Farbe ist nicht aufgefallen. Meine Marie hatte 'nen Kranz für fünf Mark, Paul einen, ich einen, das Trinkgeld für die Träger hab ich auch bezahlt. — wenn man rechnen wollte . . .“

„Wenn man rechnen wollte“, mischte sich nun Bruder Theodor hinein, dann könnt ich Euch 'ne Rechnung aufmachen!“ Er griff in die Brusttasche. „Hier die Nota vom Fuhrherrn: Ein Leichenwagen zweiter Klasse — dritte, das ging doch nicht —, zwei Aufsätze, Träger und so weiter. Summa —“

Bruder August winkte: „Kinder, wir woll'n uns doch hier nicht unsere Anzügen vorführen. Ueberhaupt, wo das Grab noch nicht mal zu ist. Franz ist tot, laßt 'n schlafen. 'n armes Luder war's. Sanft ruhe seine Asche. Gib mir mal Feuer, Theo; ich hab' so'n Gieper auf'n Tobak. 's sieht ja toll feiner.“

Theodor knippte sich selber eine Zigarre ab, nahm und gab Feuer: „'n armes Luder, sagt Du. Gewiß. Aber er hätte anders dastehen können. War denn etwas mit ihm anzufangen?“

„'n Geschäftsmann war Franz nicht“, bestätigte Frau Pletkow. August blies einen feinen Rauchstreifen gegen die Decke des Wagens: „Dazu war Franz nicht zu gebrauchen. Das ist richtig. Das Ausgeben verstand er besser.“

„Na!“ Bruder Theodor lachte vieltragend. „Hab' ich Geld, hat's die ganze Welt! Das war ja sein Motto. Damit kommt keiner weit. Kam er nicht! Ist ja auch jeden seine Sache. — Kinder!“ Theodor hob plötzlich beide Hände und ließ sie klatschend auf die Knie fallen. „ich will ja gar nichts gegen unseren Bruder Franz sagen — unser Bruder war er doch nu mal! — aber! wenn ich mir sollt mein Begräbniß von meinen Verwandten bezahlen lassen — 'rundrehn vor Scham tät' ich mich im Sarge!“

Frau Pletkow nickte und sah beide mit vieltragendem Blick an: „Theodor sag t's, — gedacht hab' ich's auch schon! Ein Mensch von Ehrgefühl — na, über 'n Toten redet man nicht.“

„Ja!“ Bruder August schnippte ein Aschenstäubchen vom Rock und lächelte kritisch: „Am besten ist: Schwamm drüber! So billig war der Sarg übrigens nicht, Therese. Na, schad't nichts. Ich bin schon zufrieden, daß er mich nicht noch angepumpt hat vorher.“

„Du!“ Bruder Theodor zog die Augen hoch und trommelte leise an der Fenster Scheibe — „darauf hab' ich gewartet! Weißt Du: ich hatt' 'ne hübsche Rede auf der Pfanne. Damit hatt' er mir kommen sollen! Die Wahrheit hatt' ich ihm so gebeten, daß er seinen Geburtsort vergessen hätte! Aber — hüt' er sich! dachte mein Franz! Und blies weg. Bei mir ist er ja überhaupt keinmal gewesen.“

„Du brauchst mich gar nicht so von der Seite anzusehen“, bemerkte Frau Therese und wurde blutrot. „Ich hab'n auch bloß einmal besucht und woll'n zu meinem Geburtstag einladen. Ja, Ihr habt ja doch nie Zeit für sowas. Na, also wißt Ihr, was er mir antwortet: „Aee, Mensch, laß man. Es wird Dir zu teuer. Und ich hab' auch keinen Frad.“ — Als ob ich auf die Kosten gesehen hätte! Daß ich geizig bin, kann mir doch keiner nachsagen.“

„Er hätte ja auch 'n Geschenk mitbringen müssen.“ „Das war's!“ Frau Pletkows Augen leuchteten auf. Gleich darauf sagte sie sanft und malitios: „Aber wer glaubt denn so was von seinen Brüdern!“

Bruder Theodor blickte aus dem Fenster; August hüllte sich in eine Rauchwolke.

„Geh aßt hab' ich ihn von da an!“ gestand Therese. „So'n Bettelstolz, wie der Mann gehabt hat!“

„Ach,“ Bruder August tauchte aus seiner Wolke hervor. „Seid doch zufrieden, Kinder. Staat war mit Franz nicht zu machen.“ „Aee. Zehn Schritt vom Leibe!“ lachte Theodor. „Hab' ich

mir zuerst nicht redliche Mühe gegeben, ihn hochzubringen? Fünfzehen Prozent Provision versprochen, wenn er mein alles Sumpfterrain bei Königs-Busterhausen an den Mann bringt —

„Na, Du, das Ding!“ lachte August.

Theodor zog eine schlaue Miene und hob die Schultern. „Er hätt'n halbes Jahr von Leben können. Hätt's auch anbringen gekommt. Da waren Bekannte von ihm, die suchten was. Aber mein Franz?“

„Na, lieber Theo,“ sagt er, „das Geschäft mach' man allein! Vettelstolz, wie Du sagst, Reschen. Arm, aber ehrlich!“

Die drei lachten schallend, zogen dann erschreckt die Taschentücher. „Wenn's nicht um die Leute wäre,“ fuhr Theodor fort, „meinetwegen hätt' er bis Tausend über der Erde stehen können!“

Therese sicherte noch hinter dem Taschentuch: „Arm, aber ehrlich! Das war ja sein Wort. Damit tat er sich dicke.“

„Seht es ihm doch auf'n Grabstein,“ riet August.

„Gedante!“ Theodor sagte es ganz ernsthaft.

Therese sah prüfend von einem zum andern: „Ich glaube gar, Ihr wollt ihm wirklich 'n Denkmal setzen!“

„Ja,“ August sah fragend zu Theodor, „was denkst Du?“

Theodor zog ein saures Gesicht: „Muß es sein? Was? Ich glaub' ja. Kinder, wir woll'n uns doch nichts nachreden lassen, wie? Die Leute —“

Therese schlug mit der flachen Hand aufs Knie: „Keinen Pfennig! Jetzt ist's genug! Dazu keinen Pfennig!“

„August?“

August wand sich. „Wenn's nicht wegen der dämlichen Leute wäre. Jedenfalls: billig.“

„'n einfaches eisernes Kreuz vielleicht. — Therese?“

„Wenn Ihr so viel übrig habt —.“ Therese sah aus dem Wagenfenster.

Theodor legte seine Rechte auf ihr Knie: „Hör doch mal zu, Reschen. Du n' müssen wir was, wenn's auch man schlicht und einfach ist. Du weißt doch, wie die Leute sind. Wenn wir drei zusammenschmeißen — viel macht's ja nicht für jeden. Und's sieht doch gut aus.“

Therese wandte sich: „Na, dann meinetwegen. Aber höchstens 'ne Porzellanbibel. Die kostet ja nicht alle Welt.“

„Und die Inschrift?“

„Ja,“ Frau Plettow ward lebhaft, „'ne recht schöne Inschrift, was?“

August hatte schon darüber nachgedacht. „Auf der einen Seite — nicht wahr: es ist doch wie'n aufgessapptes Buch? — na ja, also links: Hier ruht in Gott unser treuer Bruder — und so weiter. Namen, Geburts- und Todesstag, nicht? Auf der anderen Seite — ja, was schreiben wir rechts hin?“

„Hört mal!“ Frau Therese fiel eifrig ein. „Das überlaßt mir, ja? Auf die rechte Seite kommt 'n Spruch. Ein recht schöner poetischer Spruch. 'n Vers in Goldschrift. Bartet mal, wartet mal!“ Sie dachte intensiv nach, in ihrem Gedächtnis suchend.

Inzwischen verfaßte Theodor in Gemeinschaft mit August die Inschrift der linken Bibelseite. Dann steckte er den Bleistift hinter's Ohr und blickte fragend auf seine Schwester.

Die sann noch ein Weilschen. Dann hob sie freudestrahlend den Kopf: „Ich hab' ganz was Herrliches gefunden! Auf die rechte Seite schreiben wir in Goldschrift:

„Es ist bestimmt in Gottes Rat,
Daß man vom Liebsten, was man hat,
Muß scheiden.“ —

en. Angeborene Wortblindheit ist eine glücklicherweise nicht allzu häufige Erscheinung, der neuerdings auch die Augenärzte ihre Aufmerksamkeit gewidmet haben. Der Zustand ist immerhin nicht so selten, wie man früher geglaubt hat, denn nach einer Untersuchung, die in den Londoner Elementarschulen vorgenommen worden ist, kommt unter den siebenjährigen Kindern auf je 2000 eins, das in erheblichem Grade mit Wortblindheit behaftet ist. Das Leiden kommt viel häufiger bei Knaben als bei Mädchen vor. Dr. Thomas hat in der Fachzeitschrift „Ophthalmoskop“ seine Erfahrungen in den Untersuchungen solcher Kinder geschildert. Ein von ihm berichteter Fall wird als Beispiel genügen. Ein siebenjähriger Knabe wurde zur Schule gebracht und erwies sich für allerhand Arbeit als sehr geschickt, hatte auch gute Anlagen für Beobachtung und Nachdenken, konnte aber durchaus die Buchstaben nicht behalten. Drei Jahre später hatte er sich erheblich entwickelt und konnte im Kopf schwierige Rechnungen ausführen, dagegen war er ganz außerstande, lesen zu lernen. Seine Unfähigkeit erstreckte sich nur auf Buchstaben, während er arabische Zahlen lesen und große Additionen und Multiplikationen ausführen konnte. Man hatte sich große Mühe gegeben, ihm die Buchstaben beizubringen, aber er las die Worte dauernd falsch, und manche Worte konnte er überhaupt nicht lesen, weil er z. B. immer r mit b vertauschte. Es war geradezu rührend anzusehen, mit welchem Eifer der Knabe trotz aller Schwierigkeiten auf das Lernen des Lesens erpicht war, weil ihn ein nicht gewöhnlicher Ehrgeiz trieb und wie ihn der dauernde Mißerfolg peinigte. Im Alter von elf Jahren konnte er mühsam ein paar Worte von höchstens drei Buchstaben lesen, aber auch nur, wenn er sie mit dem Finger nachzog. Dieser Fall von Wortblindheit ist freilich als ein ziemlich hochgradiger zu bezeichnen, während bei sonst guter Begabung ein damit behaftetes Kind durch andere Fähigkeiten des

Gehirns den Fehler einigermaßen überwinden kann, obgleich es nie fließend lesen lernt. Dr. Thomas erzählt von einem Kinde, das glänzend begabt war und später ein hervorragender Chirurg wurde und doch so gut wie gar nicht lesen konnte, vielmehr seine ganze Wissenschaft durch mündlichen Unterricht erlangt hatte. Wortblinde Kinder müssen in einer Klasse für sich unterrichtet werden, damit jeder Schüler von seinen des Lehrers genügend beobachtet werden kann. Die Schwierigkeit besteht zu Anfang darin, daß die 26 Buchstaben des Alphabets zu zahlreich sind, als daß diese Kinder sie lernen und behalten könnten. Andererseits werden die arabischen Zahlen gewöhnlich schnell erlernt. Es ist bezeichnend, daß die wortblinden Schüler Worte als Ganzes häufig gut erkennen, ohne die Buchstaben, aus denen sie zusammengesetzt sind, richtig unterbringen zu können. —

Kulturgeschichtliches.

— Der Tauchstuhl. Wir lesen in der „Köln. Ztg.“: Wie der Engländer noch heutigen Tages Heglied mit Speck belohnt, so strafe er ehemals Ehegattin mit Wasser. Das Wasser spendete er nicht in medizinischen Tropfen, sondern in vollen Tauchbädern; freilich war damals Wasser billiger als heutzutage. Die Art und Weise, nach der der Engländer das zänkische Weib behandelte, war drastisch und wirkungsvoll. Die Kantippe wurde zum Flusse geschleppt, dort fest in einen Stuhl eingeschnallt, der an einem bewegbaren Balken über dem Wasser hing, und dann dreimal untergetaucht. Ob das Mittel in allen Fällen half, ist fraglich. Wie einmal die menschliche und besonders die weibliche Natur beschaffen ist, muß man annehmen, daß der Ehemann nach der Taufe seiner Ehegattin schlimme Tage durchmachen mußte. Fast jedes Kirchspiel hatte außer dem Pranger seinen Tauchstuhl, denn welches Kirchspiel in der Welt hat keine Kantippe? Tatsache ist, daß der Tauchstuhl das älteste in England angewandte Mittel war, um eine garstige Hausfrau zu zähmen. Von allen Grafschaften aber ist es Warwickshire, Shakespeares Grafschaft, die die meisten zänkischen Weiber gehabt haben muß, denn sie wies die größte Anzahl von Tauchstühlen auf. Mehrere sind bis auf den heutigen Tag erhalten und, wahrscheintlich auf Anraten von geplagten Ehemännern, sorgfältig ausgearbeitet worden. So ließ der Stadtrat von Warwick jüngst einen Tauchstuhl in der Beauchampkirche aufstellen; und er hat sich auch für auswärtige Besucher als eine Zugkraft ersten Ranges bewährt. Auch die Stadt Kingston, in der Grafschaft Surrey, begünstigte den Gebrauch der Tauchstühle. Die Archive der Stadt wimmeln einfach von Beispielen der Anwendung des Tauchstuhls als einer Strafe für widerspenstige Weiber. Noch zu erwähnen bleibt, daß die Bestrafung von einem Beamten der Stadt regelrecht vollzogen wurde. Lustig ist, daß die Lehne des Stuhles in vielen Fällen mit einer Heereschar von Teufeln verziert war, die alle im Begriffe sind, eine „böse Sieben“ mit ihren Zangen und Mistgabeln, nicht eben glimpflich, zu bearbeiten. Mit der Zeit veraltete der Gebrauch des Tauchstuhls, und der sogenannte Zaum für zänkische Weiber trat an seine Stelle. Der Zaum war eine eiserne Maske, die der Zänkerin aufgesetzt und sicher abgeschlossen wurde. Eine solche befindet sich in der Kirche zu Walton-on-Thames mit dem Datum 1633 und einem Verse versehen, der besagt, daß die Maske bezwecke, „die Zungen von Frauen zu zähmen, die eitel schwätzen“. —

Humoristisches.

- Wein Heiratsvermittler. „Wie wünschen Sie zu heiraten — aus Liebe, aus Konvenienz oder gemischt?“ —
 - Kompliment. „Ach, hätte Dich beinahe nicht wieder erkannt: siehst ja famos degeneriert aus!“ —
 - Nobel. „Sie legen sich wohl recht zeitig nieder, Frau Kommerzienrat?“ —
 - „Ja — wir gehen mit den Kapannen ins Bett!“ —
 - Selbsterkenntnis. Fokete (vor dem Spiegel): „Herrgottsjatra, da saget immer d' Teut, i sah dommer aus, als i be', sell' ta' i net finda.“ —
- („Meggendorfer = Blätter“.)

Notizen.

- Im Verlage von E. Fleißel u. Co., Berlin, erscheint demnächst eine deutsche Ausgabe der Zola Biographie von E. A. Bizetelly. —
- Max Halbes neues Stück „Die Insel der Seligen“, soll eine Satire auf die verflozene „Neue Gemeinschaft“ sein. —
- Der Musikalienverlag und die musikwissenschaftliche Abteilung der Firma Hermann Seemann Nachfolger, sowie ein Teil der schönwissenschaftlichen Werke dieses Verlages, darunter Werke von Johannes Schlaf, Ida Boy-Ed u. sind durch Kauf an die Verlagsgesellschaft „Harmonie“ in Berlin übergegangen. —
- In der Hamburger Kunsthalle hat man einen Teil der Delgemälde unter Glas gelegt. Grund? Auf einer Anzahl von Gemälden waren den dargestellten Personen die Augen mit Gutnadeln ausgestochen worden. —
- In Paris ist am Montag der internationale Tuberkulosekongreß eröffnet worden. Er zählt 3500 Mitglieder und 1500 Aussteller. 40 Referate sollen erstattet, 800 Vorträge verteilt werden. —